

Anna Majkiewicz

Akademia im. Jana Długosza w Częstochowie

a.majkiewicz@ajd.czest.pl

„Jau, so a Gaudi“

Über Strategie und Norm in der Dialektübersetzung

Dialekte existieren neben der Standardsprache und gelten nach Klaus J. Mattheier als deren Varietäten. Sie sind „sprachliche Existenzformen, die innerhalb einer größeren Sprachgemeinschaft nebeneinander vorkommen und linguistisch miteinander verwandt sind“ [Mattheier, 1980: 14]¹. Damit wird ein Dialekt in der germanistischen Forschung als eine Substandard-Varietät, in Abgrenzung zur normierten Standardsprache, gesehen, wie etwa bei Ammon [1973: 24], Löffler [1980: 9-10], Goossens [1977: 19] oder Lewandowski [1984: 213-214].

Funktionen der Dialekte

Dialekte sagen viel über den sozialen Status und die regionale Herkunft des Sprechers aus. Laut Thomas Herbst können sie dazu dienen, einen Sprecher regional, sozial und ethnisch einzuordnen [Herbst, 1994: 90f]. Wesentlich erscheint aber auch, dass in bestimmten Sprachgemeinschaften mit bestimmten Varietäten gewisse Klischeevorstellungen verbunden werden, die auch sinnstiftend sein können, d.h. einen Teil der Bedeutung des Textes (in literarischen Texten, in Filmen etc.) ausmachen. Mattheier betont darüber hinaus, dass für den Dialekt noch ein weiteres Kriterium wichtig sei: die Situation. Er geht von der Annahme aus, dass sich in „situationsorientierten Modellen“ die Einheit der Person auflöst und „einzelne Lebenssituationen als verhaltensstrukturierende

¹ Da es sich bei Dialekten um Varietäten handelt, fügt Mattheier [1980: 14] entsprechend noch das Kriterium der Verwandtschaft zur Bestimmung von Dialekt hinzu.

Grundeinheiten“ betrachtet werden, denn „Situationen scheinen eher und direkter als soziale Schichten oder Gruppen Einfluss auf die Verwendung verschiedener Sprachvarietäten zu haben“ [Mattheier, 1980: 90f]. Vielleicht ist dies ein Grund dafür, dass speziell die Problematik des Übersetzens dialektaler Elemente ganz konträre Reflexionen in der Übersetzungswissenschaft auslöst.

Dialektübersetzung und translatorische Norm

In der Übersetzungswissenschaft geht man weithin von der Annahme der geographischen und soziokulturellen Nichtübereinstimmung von Dialekten aus. Deswegen vertreten viele Übersetzungswissenschaftler die Meinung, dass Dialekte (Dialektelemente) der Ausgangssprache nicht durch Dialekte (bzw. Dialektelemente) der Zielsprache ersetzt werden können [u.a. Güttinger, 1963; Levý, 1969; Albrecht, 1998 und Ingo, 1991]. Und obwohl obendrein auch strukturelle und konnotative Unterschiede von Dialekten der A-Kultur und der Z-Kultur herausgearbeitet wurden [vgl. Wojtasiewicz, 1957: 90; Berezowski, 1997: 28], sind Stellungnahmen zur Dialektübersetzung dennoch kontrovers. Diller und Kornelius [1978: 85] plädieren für eine Dialektmarkierung, wenn dies möglich und notwendig sei. Auch Werner Koller spricht sich für eine Übersetzung dialektaler Markierungen durch dialektale Markierungen aus und betont, dass die „konnotative Dimension“ nach Möglichkeit berücksichtigt werden sollte. Darunter versteht er u.a. die geographische wie stilistische Wirkung. Konkrete Vorschläge werden allerdings nicht näher definiert. Diese aber finden wir über 10 Jahre später bei Thomas Herbst. In den 90. Jahren ist nämlich ein wachsendes Interesse an der Dialektübersetzung im Kontext der filmischen Übertragung zu bemerken. Sprachvarietäten als translatorisches Problem werden zum Teilaspekt der Übersetzung für die Medien², wobei in der Dialektübersetzung eine Tendenz zur Standarisierung der Sprache aufzuweisen ist. Herbst schlägt bei seiner Untersuchung der Wiedergabe von dialektalen Elementen bei der Synchronisation von Fernsehserien folgende Methoden vor: Verbalisierung, andere Stilebene und Stimmqualität/Sprechweise [Herbst, 1994: 107ff]. Bei der ersten handelt es sich um eine direkte

² Mehr darüber vgl. Helin, 2004.

Verbalisierung der Information über die Herkunft bzw. den familiären Hintergrund oder Bildungshintergrund, wenn ein Dialekt zur Vermittlung solcher Eigenschaften verwendet wurde. Steht für die Wahl eines Dialektes in der Ausgangssprache die soziale Markierung im Vordergrund, schlägt Herbst vor, eine niedrigere Stilebene (Soziolekte) zu verwenden. Die dritte Methode – eng mit dem analysierten Material (Synchronisation von Filmen) verbunden – beruht darauf, dass stimmliche Merkmale und die Sprachweise z.T. genutzt werden können, um Verluste durch Standardisierung der Sprache aufzufangen. Da die direkte Übertragung des Dialekts in der Originalsprache durch einen Dialekt in der Zielsprache – wegen der sozialen und regionalen Markiertheit – eigentlich unmöglich ist, beruht der Vorschlag von Thomas Herbst auf eine indirekte Wiedergabe von Dialekten. Die Verwendung der Standardsprache, die als einzige Varietät frei von regionalen und sozialen Konnotationen empfunden wird, bietet nach Herbst „die Möglichkeit der Neutralisation [...] von regionalen und sozialen Bedeutungskomponenten“ [Herbst, 1994: 98]. Diese aber werden durch den Einsatz expliziter und impliziter Informationen abgeschwächt, um auf soziale oder regionale (bzw. ethnische) Herkunft der Protagonisten zu verweisen.

Hiermit wäre also die Frage nach der Norm bei der Wiedergabe von Dialekt aufgeworfen. Wenn man Stellungnahmen zur Problematik der Dialektübersetzung vergleicht, um eine translatorische Norm, d.h. eine anerkannte, verbindlich geltende Regel für die Wiedergabe der dialektalen Markierung zu finden, lassen sich neben den indirekten Methoden (vgl. Verbalisierung) auch die „direkten“ nennen, zu denen die Übertragung in einen Dialekt, die Übertragung in einen Soziolekt, die Übertragung als „gebrochene Sprache“ (z.B. gebrochenes Deutsch), die Entwicklung einer Kunstsprache und die Wiedergabe durch Standardsprache [vgl. Kolb, 1998: 278 ff]³ gehören. Waltraud Kolb stuft die Übertragung in einen Dialekt als unbrauchbar ein und betont, dass die

³ Bei der Zusammenstellung dieser Übersetzungsvarianten bezieht Waltraud Kolb selbst eindeutig keine Stellung. Einer Übersetzung durch Dialektmarkierungen steht sie jedoch z.B. bei Gedichten oder Theaterstücken positiv gegenüber, wenn der „jeweilige soziokulturelle Hintergrund unspezifisch ist“ [Kolb, 1998: 279]. Der Verwendung einer Kunstsprache steht sie aber kritisch gegenüber. Wie die Skopos-Theoretiker, schlägt auch sie vor, die Funktion der Übersetzung und den ZS-Empfängerkreis zu berücksichtigen [siehe ebd.: 280].

Übertragung in einen Soziolekt „die weitaus am häufigsten gewählte Übersetzungsstrategie“ ist, da diese „transparente“ Methode regionale Aspekte und sprachlich-kulturelle Differenzierungen in eine dem ZS-Leser (bzw. Zuschauer) vertraute Sprachvarietät auflöst [ebd.: 279]. In jüngster Zeit wird aber vermehrt die Strategie der Entwicklung einer Kunstsprache angewendet, in der versucht wird, das Fremde und Andere des Ausgangstextes zu erhalten und „grammatikalische und phonologische Merkmale der Ausgangsvariante in der ZS durch entsprechende grammatikalische Reduktionen und orthographische Verfremdungen“ [ebd.: 279] nachzuahmen. Das kann wohl – wie auch Waltraud Kolb mit Recht anmerkt – z.T. als Ausdruck des Unbehagens mancher Übersetzer angesichts anderer gängiger Konzepte interpretiert werden.

Die Strategien, die zur Übersetzung der dialektalen Markierungen zur Verfügung stehen, sind nicht gleichwertig und nicht gleichberechtigt und bilden auch keine direkten Äquivalente. Jede Übersetzung ist hier als Kompromiss zu sehen und in jedem Fall hat der übersetzerische Entscheidungsprozess für den ZT weitreichende Konsequenzen. Bei der Wahl der Übersetzungsstrategie muss daher auf die Bedeutung, die die jeweiligen Sprachvarietät im Zieltext für die Leser / Zuschauer als Angehörige der Zielkultur besitzt, Rücksicht genommen werden.

Dialektübersetzung in der Praxis (an deutsch-polnischen Beispielen)

Texte mit dialektalen Markierungen sind stark kulturgebunden und werden daher von Übersetzern oft als besonders schwierig empfunden. Für Dialekte – als kulturspezifische Phänomene – gibt es keine Äquivalente in anderen Sprachen. Das ist auch der Grund, warum man heute in literarischen Übersetzungen eine allgemeine Tendenz zur Standardisierung bemerkt. Denn Standardsprache bietet – im Gegensatz zu anderen Varietäten der Sprache – „die Möglichkeit der Neutralisation [...] von regionalen und sozialen Bedeutungskomponenten“ [Herbst, 1994: 98]. „Der Standard“, so Herbst weiter, „ist die einzige Varietät, die – im Falle einer Übersetzung – als frei von regionalen und sozialen Konnotationen empfunden wird“ [ebd.]. Die adäquate Markierung eines AS-Dialekts in einer ZS-Umgebung wird „allgemein als wenig gelungen angesehen“ [Schreiber, 1993: 211], daher neigen Übersetzer heute in solchen Fällen

„zu einer sprachlichen Neutralisierung, d.h. einer Übersetzung in standardnahes Deutsch“ [ebd.], im Gegensatz zu älteren Übersetzungen, in denen – wie es Kolb betont – noch ohne weiteres AS-Dialekte in Dialekte der Zielsprache übertragen wurden [vgl. Kolb, 1998: 278]. Ob dies auch für polnische Übertragungen gilt, soll nun anhand zweier Beispiele erkundet werden: zum einen *Die Räuberbande* (1914, pol. 1957) von Leonhard Frank (1882-1961) und zum anderen *Aus dem Tagebuch einer Schnecke* (1972, pol. 1991) von Günter Grass (1927-2015).

Leonhard Frank, ein in den 1920er Jahren erfolgreicher und mit vielen Auszeichnungen bedachter Autor, dessen Werke bis 1964 in 21 Sprachen übersetzt war, wurde in Würzburg geboren und verbrachte dort auch seine Jugend. Da Frank in seinem Erstlingswerk *Die Räuberbande* (1914)⁴ einen Großteil dieser Jugend verarbeitete, machte er Würzburg zum Schauplatz, genauso wie auch später in seinem Nachkriegsroman *Die Jünger Jesu* (1949). Für seinen ersten Roman hat Frank nicht nur „den Stoff, sondern auch die Figuren aus seiner eigenen Umgebung genommen“ [Brembs, 2004: 107]. Es ist daher nicht verwunderlich, dass sich der Autor bei den Dialogen des unterostfränkischen Dialekts⁵ bedient, um das „wirkliche Leben“ zu veranschaulichen. Der Dialekt dient hier vor allem der sozialen Einordnung der Leitfiguren, denn diese kommen alle „aus dem einfachen Handwerkermilieu und leben in wirtschaftlich bedrängten Verhältnissen“ [Brembs, 2004: 112]. Wie Brembs weiter erläutert, würde „ein standardnahes Deutsch als Sprache der Handwerkerlehrlinge in Würzburg und in deren Milieu [...] unglaublich und nicht authentisch erscheinen“ [ebd.]. Sprachliche Merkmale, die

⁴ Als das Buch am 4. Juni 1914 in Deutschland erschien, wurde es mit großer Begeisterung aufgenommen. Es wurde innerhalb kürzester Zeit zum Bestseller und im gleichen Jahr erhielt Leonhard Frank dafür den Fontane-Preis [vgl. Grimm, 1961: 166, zit. Nach: Brembs, 2004: 108]. *Die Räuberbande* in acht Sprachen [vgl. Glaubrecht, 1965: 211-217, zit. Nach: Brembs, 2004: 106].

⁵ Die in Würzburg gesprochene Mundart zählt zum Ostfränkischen, das sich in das Oberdeutsche eingliedert. Räumlich gesehen wird Ostfränkisch in den drei Regierungsbezirken Ober-, Mittel- und Unterfranken gesprochen. Es gliedert sich durch eine Nord-Süd-Grenze weiter in Unterostfränkisch im westlichen und Oberostfränkisch im östlichen Teil. Das Zentrum des Unterostfränkischen ist Würzburg. Vgl. Brembs, 2004: 123.

gerade für Würzburg kennzeichnend sind, finden wir schon am Anfang des Romans in den Aussagen des Fischers:

„A richtje Uhr muss beleucht sei! Das sag i!“ rief der Fischer und schnitt mit einer Handbewegung jede Erwiderung ab. „Was nützt uns denn a unbeleuchte Uhr...! Bei der Nacht sin alle Menscher schwarz... Jau, so a Gaudi, zwä Jahr brauche sie dazu“ [Frank, 1957a: 11].

Porzonny zegar musi być oświetlony! Ja to mówię! – zawołał rybak, ucinając zdecydowanym ruchem ręki wszelką dyskusję. – Co jest wart ciemny zegar! W nocy wszystkie koty są szare... A to ci heca! Dwa lata im na to było potrzebne! [Frank, 1957b: 9].

Unterosfränkisch wird vor allem auf der phonetisch-phonologischen Ebene realisiert:

- Die Lautungen *e* und *a* für den unbestimmten Artikel *ein* (A richtje Uhr ← eine richtige Uhr;
- Dentalschwund im Auslaut („beleucht“ ← „beleuchtet“, „sei“ ← sein, „sin“ ← „sind“, „Menscher“ ← „Menschen“, „brauche“ ← „brauchen“);
- Frikativschwund im Auslaut („i“ ← „ich“);
- Vokalismus (monophthongische Lautung: „zwä“ Jahr ← „zwei“);
- weiche Aussprache des Konsonanten *g* („A richtje Uhr“ ← „eine richtige Uhr“).

Neben den phonetischen Merkmalen tritt hier ein lexikalischer Dialektismus auf: „Jau, so a Gaudi“ – der Lieblingsausdruck des roten Fischers (vgl. S. 9, 115, 183, 209). Das Substantiv *Gaudi* kommt aus dem Bayrischen und bedeutet soviel wie Lust, Spaß, Freude, gaudium [vgl. Brems, 2004: 154]. Da der rote Fischer mit dieser Redewendung bei bestimmten Ereignissen Erregung signalisiert, kommt der Ausdruck *so a Gaudi* einer Interjektion gleich [vgl. ebd.].

In der polnischen Übersetzung, die dreiundvierzig Jahre nach Erscheinen des Originaltextes erfolgte (1957), tritt eine dialektale Markierung in Form eines phonetischen Dialektismus „porzonny“ auf. Leider nur einmal. Für die Interjektion *so a Gaudi* wählt Wanda Jedlicka einen umgangssprachlichen, semantisch äquivalenten Ausdruck „a to ci heca“. Daran lässt sich ablesen, dass die Übersetzerin keine translato-logische Strategie der Wiedergabe der nicht-standardisierten Sprechweise

der Protagonisten entwickelt hat. Dies ist auch nicht einfach, denn deutsche und polnische Dialekte rufen unterschiedliche Konnotationen hervor. In Deutschland stehen Dialekte für eine Herkunft aus ländlichen Gegenden oder für ein starkes Zugehörigkeitsgefühl zu einer bestimmten Region oder Stadt. Deutsche Dialekte haben demnach eine starke geographische Komponente. In Polen werden Dialekte viel stärker mit Klassenzugehörigkeit in Zusammenhang gebracht. Ein Sprecher mit ausgeprägtem Dialekt wird der Arbeiterklasse zugeordnet und hat geringere Aufstiegschancen in der Gesellschaft⁶. Polnische Dialekte haben demnach eine starke soziale Komponente. Die unterschiedlichen Konnotationen, die durch Dialekte bei Deutschen und Polen hervorgerufen werden, machen die Ersetzung eines deutschen durch einen polnischen Dialekt in der Übersetzung heikel. Das Polnische bietet jedoch viele Lösungen für die dialektale Markierung an, um der dargestellten Welt ein Lokalkolorit zu geben. Dies kann etwa durch die Verwendung einer Stilisierung auf der phonetischen und lexikalischen Ebene geschehen⁷. Als Beispiel sei hier der für die polnischen Dialekte typische Konsonantismus in Form vom Nasalschwund genannt, der im obigen Fragment beim Verb „są” (→ so) verwendet werden könnte (Nasalschwund im Auslaut bei Verben ist für alle polnischen Dialekte charakteristisch, sogar bei der breiten Aussprache -e, z.B. beim schlesischen *widza ta krowa* [vgl. Karaś, *Zanik nosowości*, on-line]). Einer dialektalen Markierung könnten auch syntaktische Dialektismen und hier besonders Diminutiva⁸ dienen, die ebenfalls häufig ein emotives Element tragen und z.B. das Vorhandensein einer „vertrauten” persönlichen Beziehung anzeigen [Brembs, 2004: 126]. Als eine Kompensierung kann in der Aussage des roten Fischers auch eine Verkleinerungsform bei dem Substantiv *zegar*

⁶ Vgl. Mitrewa, Dubisz, 2004: 27-30; Grabka, Kucharczyk, 2007: 55-70.

⁷ Zu den häufigsten Sprachmitteln der Stilisierung gehören – neben den phonetischen und lexikalischen Dialektismen – morphologische, semantische, syntaktische und wortbildende Dialektismen [vgl. Budzyk, 1966: 5-14].

⁸ Hier Beispiele für dialektale Diminutive im Polnischen: *deszczek*, *chlebek*, Komposita: *golusienieczki*, *lasaneczek*. „Verkleinert” werden nicht nur Substantive (*bo-czeczek*, *wnuczuszek*, *mioteleczka*), Adjektive (*czzerwieniutki*, *twardaški*), aber auch Pronomina (*każdziutki*, *nikogutko*) und Adverbien (*ciepluteńko*, *zaraziutko*), und okkasionell auch Verben (*lulusiać*, *papuškać* ‘ješć’, *rozbawińciać się*). Mehr darüber bei: Karaś, *Zdrobnienia*, on-line.

→ *zegaruniek* / *zegareczuś* verwendet werden. Dann wäre die soziale Markierung in der polnische Übersetzung andeutungsweise vorhanden, so dass durch die Rede des roten Fischers seine einfache Herkunft zu erahnen wäre.

Leonhard Frank benutzt mundartliche Markierungen nicht nur dazu, um die Protagonisten zu charakterisieren, sondern auch, um ihre Ortsbezogenheit festzulegen. Wenn weitere Personen aus unterschiedlichen geographischen Regionen auftreten, dann sprechen sie auch mit ihren typischen Dialektelelementen. Somit finden wir im Roman auch dialektale Elemente, die nicht auf den ostfränkischen Raum begrenzt sind. Ein „eleganter Handlungsreisender aus Berlin“ (S. 66) wird aufgrund seiner ersten Äußerung sogleich als Berliner erkannt:

„Hörn Sie mal, kann man hier Fische bekommen? Jibt es hier Fische? Frische Fische?“ [Frank, 1957a: 62].

– Słuchajcie państwo, czy tu można dostać ryby? Czy tu są ryby? Świeże ryby? [Frank, 1957b: 56].

Für Berlinerisch ist hier vor allem die Verschiebung des anlautenden *g* zu *j* charakteristisch. Dieses Merkmal erscheint auch in anderen Aussagen des Protagonisten (vgl. „enorm jemütlich“, S. 63; pol. *Zachwycające!*, S. 57). So lässt sich sagen, dass Frank die selektive Stilisierung [vgl. Dubisz, 1986: 35] verwendet, wie eine genauere Lektüre bestätigt.

Auch obersächsischer Dialekt kommt mehrmals vor, als Oldshatterhand in Dresden arbeitet. Dieser Dialekt wird dem Mundartmuster auf der phonetischen Ebene nachgeahmt:

Haite keht's nich. Ich schlafe cha haite im Zimmer meiner Knädikn. Sie is äben nich kanz wohl. Haite nich... So is es äben [Frank, 1957a: 149].

Dziś nie dam rady. Muszę spać dziś w pokoju mojej pani. Jest trochę niezdrawa. Akturat dziś nie dam rady. Tak to bywa [Frank, 1957b: 139].

Münchener Dialekt spricht u.a. die Vermieterin Oldshatterhands, während des Kunststudiums in München, aus deren Wohnung er ausziehen möchte:

Entweder zahlns oder Ihr Kofferl bleibt do. Auf Eahnere Buidern pfeif i...
Dö san ka Fünferl wert [Frank, 1957a: 226].

Albo Pan zapłaci, albo pana kuferek tu zostanie. Gwizdźę na te pana malunki... to nie jest warte nawet piątaka [Frank, 1957b: 214].

In der polnischen Übersetzung wird nicht durch mundartliche Elemente auf die Herkunft der Personen verwiesen, da die einzelnen Personen nicht durch ihre Sprechweise sozial und regional differenziert werden. Stattdessen werden Lexeme und Ausdrücke aus niedrigeren Stilebenen (Umgangssprache) verwendet (vgl. *malunki*, *piątak*, *gwizdać na coś*). Die Übersetzerin Wanda Jedlicka versuchte auch bairische Formen (mit Verkleinerungssuffixen) als Diminutive (Kofferl – kuferek) wiederzugeben.

Ein weiterer Beweis dafür, dass Jedlicka bezüglich der dialektalen Markierungen keine translatorische Strategie (im Sinne eines bewussten Entscheidungsprozesses des Übersetzers) entwickelte, ist die Tendenz zur Vermeidung der stilistischen Mehrstimmigkeit und der Archaisierung. Wenn die dialektale Wortbildung des Fränkischen *Nachläuferles* auf der ersten Seite im einleitenden Kapitel des Romans erscheint, entscheidet sich Jedlicka für den standardpolnischen Ausdruck „bawili się w berkach“. Sie hat anscheinend die Tatsache übersehen oder als redundant empfunden, dass der Autor die dialektale Wortbildung zusätzlich mit Anführungszeichen versehen hat, „um hier im Kontrast zum umgebenden standarddeutschen Text die besondere mundartliche Markierung des Wortes zu fokussieren“ [Brembs, 2004: 146]. Die zusätzliche (formale) Aussonderung hebt – weiter nach Brembs – sogleich die Dialektalität hervor. Der standardpolnische Ausdruck „bawili się w berkach“, den Wanda Jedlicka anwendet, könnte jedoch durch die archaisierende Bezeichnung aus dem 19. Jh. „zabawa w gonionego“ ersetzt werden (sie liegt auch dem deutschen Dialektismus nahe: *gonić/biec za kimś* – nachlaufen). Resümierend lässt sich sagen, dass die dialektale Markierung in der polnischen Übersetzung von Franks Roman okkasionell durch eine umgangssprachlich gefärbte Sprache wiedergegeben wurde. Es besteht dabei immer die Gefahr unbeabsichtigter Assoziationen. Wenn aber Dialekt zum sinntragenden Element wird, reicht es nicht aus, einfach die Umgangssprache zu verwenden.

Eine andere Strategie wählte Sławomir Błaut, der Übersetzer des Prosatextes *Aus dem Tagebuch einer Schnecke* (1972) von Günter Grass. Die Protagonisten sind Kaschuben und bedienen sich der dialektal geprägten Rede (Westpreußisch). Die von Grass verwendete Stilisierung dient der Charakterisierung und dem Lokalkolorit. Man könnte meinen, dass das gleiche Herkunftsland des Autors und der Protagonisten (Kaschubei) vollkommene Bedingungen für eine geglückte Dialektübertragung ins Polnische schaffen. Der Übersetzer hat nämlich die Wahl: er kann von dem in der Zielkultur vorhandenen Stilisierungsvorbild Gebrauch machen. Umso mehr, da Grass eine selektive Stilisierung verwendet und zu deutlichen Merkmalen der Stilisierung in Form phonetischer und teilweise lexikalischer Elemente greift. Als Beispiel lassen sich folgende Fragmente anführen:

Auf wie lange wolln se noch blaiben, jefälligst? [...] Dammlicher Jid!
Wirste nu wollen! Wirste nu wollen!” [Grass, 1987: 415].

A jak długo pan szanowny chce jesz zostać? [...] Głupi Żyd! Ja ce pokażę!
Ja ce pokażę!” [Grass, 1991: 117].

Sławomir Błaut entschied sich für eine kaschubisch gefärbte Rede und führt das Pronomen „ce” (Entpalatalisierung) und ein Adverb mit Dentalschwund „jesz” [← jescze] ein.

Na baim klainen Hannes war se jewesen [Grass, 1987: 501].

No, kole małego Hannesa to beło [Grass, 1991: 182].

Von der Stilisierung auf kaschubisch zeugt hier in der polnischen Übersetzung das Verb „beło” (← było). Eine dialektale Markierung wird auch durch die Verwendung des in vielen Dialekten vorkommenden Adverbs „kole” vorgenommen.

Denk man ja nech, daas ech miä alles laß bieten. Ond wennech mißt Mäldung machen auf Amtsstelle [Grass, 1987: 529].

Wy sobie nie myślta, co ja na wszystko godzić są bandę. I to choćbym na policji zameldować miała [Grass, 1991: 204].

Im oberen Fragment tritt neben den phonetischen Dialektismus aus dem Kaschubischen („bandę”) eine überregionale dialektale Form des

Verbs „myślta“ (← myślicie) auf. Im folgenden Beispiel bemerkt man auch eine Tendenz, regionale und überregionale Merkmale der dialektal gefärbten Rede zu verwenden:

Ond was denn? [...] Ond wenn nicht? [...] Ond wenn ich eindeutschen mecht bei die Preußen? [...] Wenn nur nich schiefjet. [...] Aber is bißchen feucht unten ond unordentlich mang dem Krempel [Grass, 1987: 386].

I co potem? [...] A jeźle nie? [...] A kiej bym miał w głowie są zmiemczyć u tych Prusaków? [...] Co by tylko jakiego nieszczęstwa nie było. [...] Ale ździebko mokro tam na dole i nieporządku wiele [Grass, 1991: 95-96].

Die phonetischen „Kaschubismen“: „jeźle“, „są“ [← się] werden von den *überdialektal* anzutreffenden Formen „nieszczęstwa“, „kiej“ begleitet, was als substitutive Stilisierung einzustufen ist. Diese kommt auch im weiteren Teil eindeutig zum Vorschein:

Da ist noch Lisbeth, was maine Tochter ist. Die is nich janz richtich im Kopp. Ich werd ihr sagen, daß se nich rumredet [Grass, 1987: 393].

Je tu jesz Lisbeth, znaczy: moja córka. Ona ni ma piątej betki. Rzeką jej, co by nie rozgadywała [Grass, 1991: 100].

Als Äquivalente für diese phonetischen Dialektismem wählt Błaut diesmal auch *überregionale Elemente* (vgl. „ni“, „je“), die durch den lexikalischen Dialektismus (vgl. „rzeką“ ← rzeknę) ergänzt wird. Man kann erkennen, dass der Übersetzer – obwohl er eine Vorlage aus der Zielkultur (der Zeit und dem Raum der Handlung entsprechend) für die Stilisierung anwenden kann (Kaschubisch) – öfters dialektal markierte Ausdrücke ohne geographische Lokalisierung bevorzugt. Zusammenfassend kann man feststellen, dass der polnische Übersetzer in den herangezogenen Textpassagen viele Dialektmerkmale nutzt, um die Figuren zu charakterisieren. Die frequente Benutzung mundartlicher Elemente zeugt von einer bewusst eingesetzten Strategie. Da aber überregionale Markierungen dominieren, wählt Błaut nach dem Prinzip der geographischen Generalisierung [vgl. Bartmiński, 1977: 88] nur jene Merkmale, die die dialektal gekennzeichnete Rede mit charakterisierender Funktion hervorheben. In Konsequenz ist dies eine dialektale Stilisierung ohne regionale Konnotation.

Die vorgestellten Beispiele haben deutlich gezeigt, dass die Tendenz zur sprachlichen Neutralisierung nicht in allen neuen Übersetzungen anzutreffen ist. Eine stilistische Wirkung muss nicht immer durch die Verwendung einer niedrigeren Stilebene erzielt werden. Da die Einführung der dialektalen Markierung eine individuelle, aber zugleich auch strategische Entscheidung des Übersetzers ist und von außersprachlichen Faktoren abhängt, können indirekte Methoden bei der Wiedergabe von Dialekt immer noch nicht – normgerecht – als die einzigen betrachtet werden.

Bibliographie

Primärquellen

- Frank, L. (1957a), *Gesammelte Werke*, Bd. 1: *Die Räuberbande*, Aufbau Verlag, Berlin.
- Frank, L. (1957b), *Banda zbójecka*, przeł. W. Jedlicka, PIW, Warszawa.
- Grass, G. (1987), *Aus dem Tagebuch einer Schnecke*, Werkausgabe in zehn Bänden, Bd. 4, Luchterhand, Darmstadt.
- Grass, G. (1991), *Z dziennika ślimaka*, przeł. S. Błaut, Wydawnictwo Morskie, Gdańsk.

Sekundärquellen

- Albrecht, J. (1998), *Literarische Übersetzung. Geschichte, Theorie, kulturelle Wirkung*, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt.
- Ammon, U. (1973), *Probleme der Soziolinguistik*, Niemeyer, Tübingen.
- Bartmiński, J. (1977), „O derywacji stylistycznej (na przykładzie poetyckiego interdialektu folkloru i ‘gwary’ w literaturze)”, *Zeszyty Naukowe UJ*, 54, S. 87-111.
- Berezowski, L. (1997), *Dialect in Translation*, Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego, Wrocław, *Acta Universitatis Wratislaviensis*, No 1996.
- Brembs, G. (2004), „Dialetelemente in deutscher und schwedischer Literatur und ihre Übersetzung: von *Schelch zu eka*, von *ilsnedu zu böartig*”, [online] <http://su.diva-portal.org/smash/get/diva2:191023/FULLTEXT01.pdf> – 2.06.2014.
- Budzyk, K. (1966), „Gwara a utwór literacki”, in: Budzyk, K. (Hrsg.), *Stylistyka, poetyka, teoria literatury*, Ossolineum, Wrocław, S. 5-14.

- Diller, H.-J., Kornelius, J. (1978), *Linguistische Probleme der Übersetzung*, Niemeyer, Tübingen.
- Dubisz, S. (1986), *Stylizacja gwarowa w polskiej prozie trzydziestolecia powojennego (nurt ludowy w latach 1945-1975)*, Ossolineum, Wrocław–Warszawa–Kraków–Gdańsk–Łódź.
- Glaubrecht, M. (1965), *Studien zum Frühwerk Leonhard Franks*, H. Bouvier & Co Bonn.
- Goossens, J. (1977), *Deutsche Dialektologie*, de Gruyter, Berlin–New York.
- Grabka, B., Kucharczyk, R. (2007), „Dialekty i ich status w polskiej kulturze”, in: Cygan, S. (Hrsg.), *W kręgu dialektów i folkloru*, Kieleckie Towarzystwo Naukowe, Kielce, S. 55-70.
- Güttinger, F. (1963), *Zielsprache. Theorie und Technik des Übersetzens*, Manesse, Zürich.
- Helin, I. (Hrsg.) (2004), *Dialekt-Übersetzung und Dialekte in Multimedia*, Peter Lang, Frankfurt.
- Herbst, Th. (1994), *Linguistische Aspekte der Synchronisation von Fernsehserien. Phonetik, Textlinguistik, Übersetzungstheorie*, Max Niemeyer Verlag, Tübingen.
- Ingo, R. (1991), *Från källspråk till målspråk. Introduktion i översättningsvetenskap*, Studentlitteratur, Lund.
- Karaś H., „Cechy dialektalne”, [on-line] http://www.gwarypolskie.uw.edu.pl/index.php?option=com_content&task=view&id=267&Itemid=58 – 2.06.2014.
- Karaś H., „Zanik nosowości”, [on-line] http://www.gwarypolskie.uw.edu.pl/index.php?option=com_content&task=view&id=47&Itemid=58 – 2.06.2014.
- Karaś H., „Zdrobnienia”, [on-line] http://www.gwarypolskie.uw.edu.pl/index.php?option=com_content&task=view&id=44 – 2.06.2014.
- Kolb, W. (1998), „Sprachvarietäten (Dialekt/Soziolekt)”, in: Snell-Hornby, M. (Hrsg.), *Handbuch Translation*, Stauffenburg, Tübingen, S. 278-280.
- Koller, W. (2001), *Einführung in die Übersetzungswissenschaft*, 6. durchges. u. aktual. Aufl., Quelle & Meyer, Wiebelsheim (UTB 819).
- Levý, J. (1969), *Die literarische Übersetzung*, Athenäum, Frankfurt/Main.
- Lewandowski, T. (1984), *Linguistisches Wörterbuch*, 3 Bände, Quelle & Meyer (UTB, 4. Auflage), Heidelberg.
- Löffler, H. (1980), *Probleme der Dialektologie. Eine Einführung*, Wissenschaftliche Buchgesellschaft (2. Auflage), Darmstadt.

- Mattheier, K.J. (1980), *Pragmatik und Soziologie der Dialekte*, Quelle & Meyer UTB, Heidelberg.
- Mitrewa, M., Dubisz, S. (2004), *Mówta co chceta, czyli ściągawka z wiedzy o polszczyźnie i kulturze słowa*, Książka i Wiedza, Warszawa, S. 27-30.
- Reiß, K. (1971), *Möglichkeiten und Grenzen der Übersetzungskritik. Kategorien und Kriterien für eine sachgerechte Beurteilung von Übersetzungen*, Hueber, München.
- Reiß, K. (1976), *Texttyp und Übersetzungsmethode. Der operative Text*, Scriptor, Kronberg/Ts.
- Schreiber, M. (1993), *Übersetzung und Bearbeitung. Zur Differenzierung und Abgrenzung des Übersetzungsbegriffs*, Narr, Tübingen.
- Wojtasiewicz, O. (1957), *Wstęp do teorii tłumaczenia*, Zakład Narodowy im. Ossolińskich, Wrocław–Warszawa.

SUMMARY

„Jau, so a Gaudi”. Strategia i norma w przekładzie dialektów

Na podstawie dwóch przykładów z literatury niemieckojęzycznej: Leonhard Frank *Banda zbójcecka* (1914, wydanie polskie 1957, przeł. Wanda Jedlicka), Günter Grass *Z dziennika ślimaka* (1971, wydanie polskie 1991, przeł. Sławomir Błaut), autorka prześledziła strategie poszczególnych tłumaczy przełożenia mowy nacechowanej dialektalnie, umożliwiające polemiczne starcie się różnych punktów widzenia i postaw. Specyficzny dialog między stylami to zestawienie światopoglądów wewnętrznych w językowym ukształtowaniu wypowiedzi, a tym samym szczególne zadanie dla tłumacza literackiego.

Słowa kluczowe: dialekty niemieckie, polski przekład cech dialektalnych, Leonhard Frank, Günter Grass

SUMMARY

„Jau, so a Gaudi”. Strategy and Norm in translation of Dialect

On the basis of the two chosen examples of German literature – *Robbers' Band* by Leonhard Frank (1914, Polish edition 1937, translated

by Wanda Jedlicka) and *From the Snail's Diary by Günter Grass* (1971, Polish edition 1991, translated by Sławomir Blaut) – the author analyses the strategies of translating dialect expressions understood as distinctive codes. A specific dialogue between the styles is the specification of internal worldviews in the linguistic shaping of an expression, which is a special task for a literary translator.

Key words: German dialect, dialectal elements, dialectal markers, Leonhard Frank, Günter Grass